

am Seil

einem Ritter, der im echten Leben Polizist ist –



Bilder: Carole Lauenere



Täglich um 12 Uhr findet der Marktumzug von Teilnehmenden über das Areal statt.



Niels der Alchemist macht chemische Experimente.

nes führen konnten». Im Kanton Bern war Tätowieren noch bis 1996 verboten, wie der Polizist weiss. Und schliesslich ist noch Bruder Michel anzutreffen, der neben Reliquien auch einen Ablassbrief verkauft, mit dem sich Gläubige angeblich nach dem Tod die Zeit im Fegefeuer verkürzen können. Dieses Geschäft mit der Angst löste 1517 – angeführt von Martin Luther – die Reformation aus, und die katholische Kirche exkommuniziert Ablass-Verkäufer seit 1567 bis heute. Weder dies noch der Umstand, dass er seinen Verkaufsstand im reformierten Bernbiet hat, scheint den gemütlichen Schwaben zu schrecken. Denn das A4-Blatt für einen Franken verkauft er sogar dem reformierten Reporter. Seine Begründung: «Auch diesen Irrglauben können wir reinigen, indem Ihr einen Anlassbrief erwerbet.»

Aus Kriegswaffen wurden Sportgeräte

Gegen Mittag ist das Areal, das ja riesig ist, recht gut besucht. Die allermeisten Besuchenden sind nicht im Mittelalterlook da, sondern kommen in neuerzeitli-

cher Mode. Allenfalls tragen sie eine Mütze oder Sandalen im Mittelalterstyle. Jene, die in irgendeiner Form mitmachen, müssen zwingend verkleidet sein. Um 12 Uhr ist Zeit für den täglichen Marktumzug. Da ziehen all jene, die in einem der Heerlager mit von der Partie sind, mit Musik einmal durch den ganzen Markt. «Zu unserem Mittelalterspektakel gehören nämlich auch Truppen, die auf dem Weg in den Krieg sind», erklärt Flückiger. Besonders passend ist hier, dass es unter anderem eine Aufbaute namens Stadtstaat Basel gibt, denn Biel gehörte ja lange Zeit zum Fürstbistum Basel. Ursprünglich militärisch ist das Bogenschies sen. Etwas abseits werden an diesem Tag die Schweizer Meisterschaften mit dem Langbogen und dem Gemischtbogen aus dem Mittelalter durchgeführt. Dafür wird das Holz der Eibe verwendet. Diese Baumart kommt in der Schweiz zwar durchaus noch vor, «doch haben die Bauern sie am Waldrand rigoros abgeholzt», so Flückiger. «Denn dumme Kühe fressen sie und sterben daran, nur die intelligenteren nicht, weil sie zeitig merken, dass das nicht gut für sie ist.»

Spektakulär ist der Showkampf in der Kategorie Buhurt. Da treten auf einer relativ kleinen Fläche je fünf Kämpfer in einer 40 Kilo schweren Rüstung gegeneinander an, und die, die zuerst am Boden sind, haben verloren. Flückiger: «Die gehen mit Hammer, Schwert und Axt – einfach ungeschliffen – aufeinander los und prügeln damit aufeinander ein.» Sagts und lacht sogar wie Hermann Schönbächler.



Sir Boghadair de Sgiathan alias Roland Flückiger

Info: Weitere Bilder vom Mittelaltermarkt finden Sie auf **ajour**.

Pardini vs. Müller



Links & rechts: SP-Grossrätin Pardini & SVP-Grossrat Müller. Bild: nik

Soll Frühfranzösisch abgeschafft werden?

Oriana Pardini und Mathias Müller haben bezüglich Französisch in der Grundschule andere Ansichten.

Oriana Pardini

Mehrsprachigkeit ist kein nettes Aushängeschild, sondern das Rückgrat der Schweiz. Seit 1848 sind mehrere Landessprachen in der Verfassung verankert und das nicht aus Romantik, sondern aus schlichter Notwendigkeit. Ohne gegenseitiges Verständnis wäre der Bundesstaat von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen. Spätestens nach den Weltkriegen zeigte sich, dass die Schweiz nur bestehen kann, wenn sie Brücken zwischen ihren Sprachregionen baut.

Und genau da wird es heute brenzlich. Immer öfter höre ich Stimmen, die Frühfranzösisch für überflüssig erklären. Man solle sich lieber aufs Englische konzentrieren, heisst es. Schön und gut, Englisch verbindet uns mit der Welt, aber nicht mit unseren Nachbarn in der Romandie. Wer das Frühfranzösisch streicht, sägt am Fundament der Schweizer Einheit.

Im Seeland ist das keine Theorie, sondern Alltag. Biel/Bienne zeigt, wie Zweisprachigkeit funktioniert. Wer durch die Gassen schlendert, hört ein ständiges Hin und Her zwischen Deutsch und Französisch und genau das macht den Reiz dieser Stadt aus. Auch im Alltag pendeln Tausende über den Röstigraben – zur Arbeit, zum Einkaufen, zu Freunden. Französisch ist hier nicht irgendeine Fremdsprache, sondern gelebte Nachbarschaft. Frühfranzösisch schafft die Grundlage, diese Nachbarschaft selbstverständlich zu leben. Kinder, die es lernen, wachsen ohne Barrieren auf. Sie verstehen die Kultur der Romandie, können später im Beruf leichter Brücken schlagen und zeigen damit auch Respekt gegenüber einer ganzen Sprachregion.

Wer hingegen glaubt, man könne Französisch einfach nach Belieben zur Seite schieben, irrt gewaltig. Die Schweiz ist keine Zweckgemeinschaft, die man sprachlich auf Effizienz trimmt. Sie ist ein Land, das nur funktioniert, wenn die Sprachregionen einander zuhören und das beginnt nicht im Bundeshaus, sondern in den Schulzimmern.

Frühfranzösisch ist deshalb keine Luxuslektion. Es ist tief in der sprachlichen DNA der Schweiz verankert und grundlegend für unser Selbstverständnis.

Mathias Müller

Die Bildungspolitik gleicht einem Experiment, bei dem Ideologie über Pragmatismus siegt. Statt Bewährtes zu pflegen, wird blind reformiert. Paradebeispiel: das Frühfranzösisch. Der Plan klang harmonisch, das Resultat ist chaotisch – ein Lehrstück für Ignoranz gegenüber pädagogischer Realität.

Die Zahlen sind ein Weckruf: Mehr als die Hälfte der Schülerinnen und Schüler verfehlt die Minimalziele in den Grundfertigkeiten. Beim Sprechen schafft es nur jeder Zehnte über die Hürde. Das ist kein Zufall, sondern die Folge falscher Weichenstellung.

Hunderte Millionen Franken sind in ein Projekt geflossen, das seine Ziele verfehlt und neue Probleme schafft. Französisch ist vielerorts zum «Hassfach» verkommen, die Motivation leidet, Lehrkräfte fehlen, die Pädagogischen Hochschulen verzeichnen kaum noch Anmeldungen. In Zeiten akuten Lehrermangels ist das fatal.

Hinzu kommt die Absurdität der Umsetzung: Die Deutschschweiz gleicht einem Flickenteppich. Zürich setzt auf Englisch, andere Kantone starten mit Französisch. Das ist keine Harmonisierung, das ist Kleinstaaterei – ein Seldwyla, das Schüler wie Schulen überfordert.

Der Kern des Problems liegt im Timing: Drei Lektionen pro Woche in der Primarschule sind kein «Sprachbad», sondern Pflicht ohne Tiefe. Das Resultat: Frust statt Fortschritt. Eine Zürcher Langzeitstudie zeigt: Späterer, dafür intensiverer Beginn funktioniert besser. Kinder lernen nachhaltiger, wenn sie reif dafür sind und die Sprache in der nötigen Tiefe vermittelt wird.

Die Primarschule muss das Fundament legen: Lesen, Schreiben, Rechnen. Erst darauf lässt sich ein stabiles Gebäude mit Fremdsprachen errichten – getragen von qualifizierten Lehrkräften und motivierten Schülern. Entscheidend ist nicht, wann wir beginnen, sondern wie gut wir es am Ende können. Alles andere bleibt ein teurer Irrtum – bezahlt von unseren Kindern.